

Geschichte

Franz Steiner Verlag

Sonderdruck aus:

Bernd Söseemann / Gregor Vogt-Spira (Hg.)

# Friedrich der Große in Europa

Geschichte einer wechselvollen Beziehung



Franz Steiner Verlag 2012

## VORWORT

*Bernd Sösemann / Gregor Vogt-Spira* ..... VII

## EINFÜHRUNG

*Bernd Sösemann*

Friderizianische Ambiguitäten auf europäischer Bühne. .... IX

Hinweise zur formalen Gestaltung und zum Abbildungskonzept ..... XXV

## ERSTES KAPITEL

### WIE WIRD MAN EIN KÖNIG?

#### PRÄGUNGEN UND SELBSTENTWÜRFE

*Thomas Stamm-Kuhlmann*

Leitgedanken ..... 1

*Thomas Stamm-Kuhlmann*

Vom rebellischen Sohn zum Landesvater

Der Herrscher zwischen Familie und Staat ..... 4

*Thomas Biskup*

Der kinderlose „roi philosophe“

Herrschertugend und Sexualmoral ..... 21

*Ute Frevert*

„Herr über die Herzen“?

Friedrich II. im Zeitalter der Empfindsamkeit ..... 36

*Hans-Uwe Lammell*

Philosophen, Leibärzte, Charlatane

Von königlichen Hämorrhoiden und anderen Malaisen ..... 52

<i>Ursula Pia Jauch</i>	
Annotationen zu den Asylanten, Querdenkern und Avantgardisten in der „Tafelrunde“	
Die Gemeinschaft der Epikureer zu Sanssouci . . . . .	68
 <i>Hans-Joachim Gehrke</i>	
Klassische Studien	
Paradoxien zwischen Antike und Aufklärung . . . . .	112
 <i>Gregor Vogt-Spira</i>	
Das antike Rom im geistigen Haushalt eines Königs . . . . .	128
 <i>Eberhard Lämmert</i>	
„De la littérature allemande“ . . . . .	144
 <i>Riccardo Morello</i>	
Der Feind der deutschen Sprache	
Über Friedrichs Essay „De la littérature allemande“ . . . . .	152
 <i>Christopher Clark</i>	
„Le roi historien“ zu Füßen von Clio . . . . .	159
 <b>ZWEITES KAPITEL</b>	
<b>KULTUR UND ÖFFENTLICHKEIT</b>	
 <i>Carsten Kretschmann</i>	
Leitgedanken . . . . .	179
 <i>Brunhilde Wehinger</i>	
Der Intellektuelle auf dem Thron und die „République des lettres“ . . . . .	182
 <i>Rudolf Stöber</i>	
„der Nutzen des gemeinen bestens“	
Pressefreiheit und Zensur im Diskurs der Nützlichkeit . . . . .	196
 <i>Patrick Merziger</i>	
Der öffentliche König?	
Herrschaft in den Medien während der drei Schlesischen Kriege . . . . .	209
 <i>Daniel Bellingradt</i>	
Die Flugpublizistik	
Zum populären Verständnis des Herrschers . . . . .	224

<i>Sabine Henze-Döhring</i>	
Die Musik .....	237
<i>Martin Engel</i>	
Architektur und Bauherrschaft .....	260
<i>Edoardo Tortarolo</i>	
Internationalität in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin .....	293
<i>Carsten Kretschmann</i>	
Präsentation und Repräsentation	
Sammlungen und Kabinette als Schnittstellen einer <i>république des lettres</i> ...	307
<i>Martin Schieder</i>	
Die auratische Abwesenheit des Königs	
Zum schwierigen Umgang mit dem eigenen Bildnis .....	325
<i>Hans Ottomeyer</i>	
Der Bilderstreit der Monarchen	
Zur politischen Ikonographie der Dynastien .....	339
<i>Barbara Stollberg-Rilinger</i>	
Offensive Formlosigkeit?	
Der Stilwandel des diplomatischen Zeremoniells .....	354
DRITTES KAPITEL	
WIRTSCHAFTLICHER WANDEL UND	
INSTITUTIONELLE ERNEUERUNG	
EINE MERKANTILISTISCHE WIRTSCHAFTSPOLITIK	
<i>Markus A. Denzel</i>	
Leitgedanken .....	373
<i>Magarete Wagner-Braun</i>	
Institutionelle Reformen in der Landwirtschaft	
Erste Schritte in eine neue Wirtschaftsordnung .....	378
<i>Philipp R. Rössner</i>	
Das friderizianische Wirtschaftsleben –	
eine moderne Ökonomie? .....	395
<i>Florian Schui</i>	
„Friedrich der Schwache“?	
Ein König im Spiegel seiner Steuerpolitik .....	411

<i>Hans-Jürgen Gerhard</i>	
Die Geld- und Währungspolitik	
Ein „Sonderweg“ im Reich .....	427
<i>Markus A. Denzel</i>	
Handel und Zahlungsverkehr im internationalen Kontext	
Ein Beitrag zur Integration der Märkte .....	448
Personenregister .....	467
FARBTAFFELN.....	F 1–F 40

## **BAND 2**

### **VIERTES KAPITEL**

#### **GESELLSCHAFT UND RECHT**

<i>Monika Wienfort</i>	
Leitgedanken .....	1
<i>Esther-Beate Körber</i>	
Stände in den brandenburg-preußischen und anderen Territorien .....	4
<i>Eckhart Hellmuth</i>	
Der Staat –	
Starker Leviathan oder Koloss auf tönernen Füßen .....	20
<i>Monika Wienfort</i>	
Gesetzbücher, Justizreformen	
und der Müller-Arnold-Fall .....	33
<i>Michel Kerautret</i>	
Religiöse Toleranz oder philosophische Indifferenz .....	47
<i>Tobias Schenk</i>	
„Die Religionen Müssen alle Tolleriret werden...“?	
Zur Praxis der Judenpolitik .....	67
<i>Alexander Schunka</i>	
Migranten und kulturelle Transfers .....	80
<i>Pierre-Yves Beaurepaire</i>	
Freimaurer	
Fürstliche Protektion, Hoflogen und hugenottische Netzwerke .....	97

FÜNFTES KAPITEL  
KRIEG UND FRIEDEN

*Berhard R. Kroener*  
Leitgedanken . . . . . 113

*Sven Externbrink*  
„Die Verschwörung der Mächte Europas gegen Preußen“?  
Das Staatensystem im Wandel . . . . . 116

*Peter H. Wilson*  
Positionierung im Heiligen Römischen Reich . . . . . 134

*Maria Pia Paternò*  
Vertragsdiplomatie und das *ius gentium* in Friedrichs Kriegen . . . . . 152

*Marcus Junkelmann*  
Der Militärstaat in Aktion  
Kriegskunst des Ancien Régime . . . . . 166

*Marian Füssel*  
Der „roi connétable“ und die Öffentlichkeit . . . . . 199

*Michael Sikora*  
Massenhaft Soldaten . . . . . 216

*Bernhard R. Kroener*  
„Eine Armee, die sich ihren Staat geschaffen hat“?  
Militärmonarchie und Militarismus . . . . . 233

SECHSTES KAPITEL  
WAHRNEHMUNGEN UND INSTRUMENTALISIERUNGEN

*Bernd Sösemann*  
Leitgedanken . . . . . 251

*Isabelle Deflers*  
Faszination oder Abstoßung?  
Bilder des preußischen Militärs im Ausland . . . . . 256

*Agnieszka Pufelska*  
Der Gegner meines Gegners ist mein Freund  
Zur Wahrnehmung Friedrichs in Rußland und Polen im 18. Jahrhundert . . . 271

<i>Christiane Liermann</i>	
Das Urteil der katholischen Publizistik des 19. Jahrhunderts . . . . .	284
<i>Astrid von Schlachta</i>	
„Wer lang durch stark gefärbtes Glas gesehen, wird von der natürlichen Beleuchtung der Dinge unangenehm berührt“ Der König als politisches Argument im 19. Jahrhundert . . . . .	303
<i>Patrick Bahners</i>	
Der Erziehungsdiktator Macaulays portraitiert in Plutarchs Manier . . . . .	317
<i>Rita Unfer Lukoschik</i>	
„Fridericus Rex“ – Facetten eines modernen literarischen Mythos . . . . .	333
<i>Bernd Sösemann</i>	
Instrumentalisierung von historischen Analogien. Sinnstiftungen in autoritären und diktatoralen Regimen . . . . .	345
<i>Jürgen Angelow</i>	
Über den eigenen Schatten springen? Die auflagenstarke deutsche, britische und französische Massenpresse vor und nach der deutschen Wiedervereinigung . . . . .	384

## ANHANG

### ERSTER ABSCHNITT STATISTISCHE DATEN

<i>Hans-Jürgen Gerhard</i>	
Land, Wirtschaft und Leben in Zahlen und Graphiken	
I. Bevölkerung, Staat und Wirtschaft	
A. Vorbemerkungen . . . . .	409
B. Bevölkerung und Fläche . . . . .	410
C. Etats, Handel und Bilanzen . . . . .	415
D. Agrarwirtschaft . . . . .	420
E. Textilgewerbe . . . . .	424
II. Münzen, Maße und Gewichte	
A. Allgemeine Vorbemerkungen . . . . .	425
B. Geld- und Währungswesen . . . . .	425
C. Längen- und Flächenmaße . . . . .	427
D. Hohlmaße . . . . .	428
E. Handelsgewichte . . . . .	429

ZWEITER ABSCHNITT  
ORIENTIERUNGEN

*Bernd Sösemann*

Daten und Ereignisse, Quellen und Darstellungen	
I. Das 18. Jahrhundert im chronologischen Aufriss . . . . .	433
II. Regenten in Europa . . . . .	458
A. Die friderizianische Epoche . . . . .	458
B. Das Jahrhundert im Überblick . . . . .	460
III. Die Familie des Monarchen . . . . .	462
IV. Die Entwicklung der friderizianischen Landesverwaltung . . . . .	464

DRITTER ABSCHNITT  
VERZEICHNISSE UND ÜBERSICHTEN

Die Autoren . . . . .	469
Die Abbildungen . . . . .	473
Abbildungsnachweise . . . . .	477

*Bernd Sösemann*

Spezialbibliographie	
A. Friedrich der Große	
1. Werke Friedrich des Großen in Einzel- und Gesamtausgaben . . . . .	479
2. Testamente . . . . .	480
3. Editionen und Dokumentationen . . . . .	481
4. Tagebücher, Gespräche und Briefe . . . . .	486
B. Weitere Quellen zum 17. und 18. Jahrhundert	
1. Editionen, Dokumentationen und Lexika . . . . .	487
2. Zeitgenössische Schriften . . . . .	488
3. Flugpublizistik . . . . .	492
C. Darstellungen und Untersuchungen	
1. Bibliographien . . . . .	497
2. Biographien . . . . .	498
a. Friedrich der Große . . . . .	498
b. Zeitgenossen . . . . .	499
3. Editionen, Dokumentationen und Lexika . . . . .	501
4. Monographien, Zeitschriftenbeiträge u. ä. m. . . . .	502
5. Ausstellungskataloge . . . . .	540
6. Digitalisierungen, Internet-Informationen . . . . .	541
Personenregister . . . . .	543

FARBTAFFELN

F 41–F 48

# Philosophen, Leibärzte, Charlatane

## Von königlichen Hämorrhoiden und anderen Malaisen

Es könnte sein, dass der Leser dieses Aufsatzes ein gewisses Befremden erlebt, wenn ihm klar wird, dass die medizinische Geschichte Friedrichs, wie sie hier vorgetragen werden soll, vom Ende her erzählt wird. Die Mythologie dieses Herrschers scheint in den letzten 200 Jahren aber genau auf diese Art und Weise funktioniert zu haben. Die Bilder, die wir von ihm im Kopf haben, gehen vom Ende seines Lebens aus, und kaum eine Geschichtsschreibung kam um das Problem dieses inversen Mythos herum. Das gilt in ganz besonderer Weise für die Geschichte seines körperlichen Zerfalls, wie sie immer wieder tradiert wurde, ein Bild, das so gar nicht zu Tafelrunde, Flötenspiel und erfolgreicher europäischer Kriegsführung passen wollte. Weniger die Blätter A. W. Küfners und Daniel Chodowieckis, sondern vor allem die seine letzten Lebenswochen und -tage berührenden Zeichnungen des jungen Adolph Menzel haben zu diesem Befund beigetragen. Es scheint in diesen Repräsentationen, als sei dem König durch die letzte qualvolle Periode seines Lebens auf besondere Weise eine Art von Buße auferlegt worden. Ein Teil der aufgeklärten Zeitgenossen nahm seinen Tod als ein längst überfälliges Ereignis wahr, ein Zeitalter schien an seinem Endpunkt angekommen. Für andere wurde er Teil von „Preußens Geisterfabrik“.<sup>1</sup> Auf diese Überlieferungs- und bisherige Interpretationslage nimmt dieser Aufsatz Rücksicht und stellt damit die Annahme eines einer Biographie zugrundeliegenden biologischen Kontinuums auch für die Darstellung von Krankheiten in Frage.

### „Aerzte der Könige als Geschichtsschreiber“ – Friedrichs Ende und die letzten Zeugen

Über seine letzten Monate sind eine Reihe von gedruckten, den Gesundheitszustand Friedrichs beschreibenden Berichten überliefert, unter denen die von zwei zu Rate

gezogenen Leibärzten in besonderer Weise in die Friedrichforschung Eingang gefunden haben: angesprochen werden damit die sachlich-nüchternen Notate des Berliner Leibarztes, Akademiemitglieds und Charitémedikus Christian Gottlieb Selle, Jahrgang 1748, der sich erst seit Januar 1785 um Friedrich kümmerte. Als „Corifé des Medecins de Berlin“, als junger, verheißungsvoller Arzt empfohlen, hatte Friedrich bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht seine persönliche Bekanntschaft gemacht.<sup>2</sup> Selle übernahm ein Amt, das seit Dezember 1747 Christian Andreas Cothenius, Jahrgang 1708, zur Zufriedenheit des Königs ausgeübt hatte,<sup>3</sup> soweit eine solche Feststellung, dass Friedrich mit Ärzten zufrieden gewesen wäre, überhaupt zulässig ist. Wir werden darauf zurückkommen. Dass sich zu Beginn des Jahres 1785 die Situation zugespitzt hatte, war zwei Momenten geschuldet. Einerseits hatte sich der Gesundheitszustand des Monarchen weiter verschlechtert, andererseits war Cothenius inzwischen hoch betagt und durch ein zunehmend schwächer werdendes Augenlicht beeinträchtigt. Die Entscheidung für einen neuen Leibarzt dürfte in dieser Situation nicht leicht gefallen sein. Wie sich herausstellen wird, blieb Cothenius in die therapeutische Entscheidungsfindung weiterhin mit einbezogen.

War der Bericht Selles von einer objektivierenden, im Sinne einer Fallgeschichte erzählten ärztlichen Perspektive geprägt, wo die Folge der unterschiedlichen Krankheiten im Mittelpunkt stand, handelte es sich bei dem zweiten Bericht, der uns hier interessieren soll, um die Reise- und Gesprächsaufzeichnungen des seiner Selbststilisierung nach wohl berühmtesten Leibarztes des 18. Jahrhunderts, Johann Georg Zimmermanns, um den man sich, nachdem Selle sich noch kaum mehr als ein Jahr um den Kranken gekümmert hatte, bereits im Juni 1786 zu bemühen begann. Wenn man gewillt ist, Zimmermann Glauben zu schenken, so muss diese Entscheidung, ihn und damit einen auswärtigen Arzt nach Potsdam zu bitten, gefallen sein, nachdem Selle auf eine klare Frage hin hatte aufrichtig merken lassen, dass Friedrich unheilbar krank sei. So verwundert es nicht zu erfahren, dass Zimmermann – am 24. Juni 1786 angekommen – von Friedrich in der ersten Konsultation sogleich mit der Frage konfrontiert wurde: „Man kann mich nicht heilen. Nicht wahr?“ Zwei Tage später insistierte Friedrich: „Sie wollen mich also heilen.“

Ein kurzer Blick auf diese Stelle zeigt, worum es Zimmermann ging und in welchen Punkten sich seine Haltung als zu Hilfe gerufener „Consiliarius europäischen Zuschnitts“ von der Selles unterschied. Zimmermann weicht nämlich einer Beantwortung dieser Frage äußerst geschickt aus, da er nicht von heilen, sondern von „lindern“ spricht, um zu schließen, dass eine „sehr gelinderte Krankheit, [...] am Ende, eine halbgeheilte“ sei. Das war nicht nur die Ebene, auf der es Friedrich schätzte und gewohnt war, über Körperempfindungen, Krankheit und Diätetik zu philosophieren wie seinerzeit mit La Mettrie. Zimmermann brüskierte damit die aufrichtige, wenn auch ungeschickte Äußerung Selles, vorausgesetzt, dass sie wirklich so formuliert worden war und nicht eine Erfindung Zimmermanns darstellte. Nachdem er des Königs Vertrauen zu besitzen meinte, fiel es Zimmermann offensichtlich nun leichter, so der Bericht, eine therapeutische Empfehlung zu geben: Das Mittel, das er anzuwenden nahelegte, sei „sehr allgemein“, „allgemein bekannt“, „äußerst einfach“; schon die Griechen und Römer hätten sich seiner bedient. Es

handelte sich um den zur Honigdicke eingekochten Saft des Löwenzahns. Angeblich kannte Friedrich diese in Brandenburg weit verbreitete Pflanze nicht. Man darf fragen, wer hier wen auf den Arm nahm. Zimmermann ging über dieses Problem hinweg, benötigte er doch die (scheinbare) Unkenntnis Friedrichs, um eine bestimmte Position, die er dem königlichen Patienten gegenüber einzunehmen eifrig bestrebt war, zu inszenieren und ihn gefügig zu machen. So erfährt der Leser auch bald, worauf Zimmermann hinaus wollte. Es ging um die Herausstellung der eigenen Exzellenz und Expertise und die Umkehrung eines zu dieser Zeit und angesichts dieses Patienten eindeutig klaren Abhängigkeitsverhältnisses: Auf die königliche Frage, ob er mit dieser Pflanze bereits eigene Erfahrung gemacht habe, bestätigte Zimmermann, dass er deren Wirkung in positiver Weise häufiger an sich selbst beobachten konnte. Der Damm schien gebrochen und Friedrich willig, die Probe auch an sich vornehmen zu lassen. Zimmermann blieb siebzehn Tage, war dreißig Mal bei Friedrich und erhielt 2.000 Taler.<sup>4</sup> Friedrich indes berichtete seiner Schwester Charlotte, Herzogin von Braunschweig, am 10. August 1786 von dem ganz und gar unnützen Tun Zimmermanns. Dass der König indes nicht mehr zu retten war, geht sowohl aus den Beschreibungen Selles als auch denen Zimmermanns gleichermaßen hervor. Selle veröffentlichte seinen Bericht noch im Todesjahr des Königs, Zimmermanns Buch erschien zwei Jahre später. Bis ca. 1790 folgte eine Flut von Publikationen, die die letzten Tage und den Tod des preußischen Friedrich zum Thema machten und sich an Authentizität zu überbieten suchten.

Wenn man einen Blick auf den führenden europäischen Hof des 18. Jahrhunderts wirft, so gab es auch nach dem Tode Ludwigs XIV. eine ganze Reihe von Stellungnahmen zu dessen letzten Tagen und seinem Tod. Diese Darstellungen hatten einen anderen Tenor, denn sie verliehen Zweifeln an der ärztlichen Zuverlässigkeit der Behandlung des Königs durch seinen Leibarzt Guy-Crescent Fagon (1638–1718) eine Stimme, hatte sich doch dieser bekanntermaßen lange geweigert, andere Ärzte angesichts des sich augenfällig verschlechternden Zustands des Königs hinzuziehen.<sup>5</sup> Zu diesem kritischen öffentlichen Interesse hatte nicht wenig die Darstellung der letzten Lebensmonate Ludwigs, wie sie in den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon zu finden waren, beigetragen, der sicherlich nicht als ein Freund des Verblichenen galt. Zum Ende des 18. Jahrhunderts hin hatten sich die kulturellen Maßstäbe und Betrachtungsebenen – zumindest in Preußen –, unter denen königliche Krankheit und Tod wahrgenommen und diskutiert wurden, indes gewandelt. Natürlich verhielten sich die Zeitgenossen dem Zimmermannschen Bericht gegenüber höchst skeptisch, aber nicht in erster Linie wegen einer möglichen falschen oder verspäteten Behandlung, sondern wegen seines Stils; man sprach von einem „Anekdotensack“, der im „Gassenhauerton“ seine „eigene theure Person so schön in Friedrichs Grösse“ mische. Es verwundert nicht, dass neben den schon erwähnten, sich an postulierter Augenzeugenschaft den Rang ablaufenden Berichten bis 1800 auch eine Reihe von Satiren, Spottschriften und Pasquillen, zu deren Autoren Knigge, Gleim, Kotzebue, Nicolai und Hippel gehörten, erschien, die vor allem die Zimmermannsche Hybris aufs Korn nahmen. Da Zimmermanns Eitelkeit keine Grenzen kannte, machte er Friedrich zum „Statisten seiner eigenen Reflexionen“.



Dabei ging es nicht nur um Medizin, um „Stauungen im Unterleib“,<sup>6</sup> sondern ebenso um Literatur und Politik. Zimmermann war von der klaren Überzeugung inspiriert, dass „Kammerdiener und Aerzte der Könige, [...] wenigstens oft von der Gemüthsart der Könige mehr, als etwa nach Jahrhunderten ihre besten Geschichtschreiber“ wüßten. Diese provokante Positionierung, die zeigte, wie ein herbeigerufener Arzt sich aufwarf, das charakterliche und politische Bild eines Fürsten für die Nachwelt zu skizzieren, stellte einen Schlag ins Gesicht für die gesamte Friedrich-Literatur dar. Nicht genug. Einer seltsamen Mischung aus Angst und Größenwahn gesellten sich in dieser Quelle bissige Invektiven gegen die um die Berlinische Monatsschrift versammelten Berliner Aufklärer und ihre vermeintliche Freigeisterei bei; später wird er sie die „Berlinische Aufklärungssynagoge“ nennen. Angesichts der Schärfe der Auseinandersetzung um den „wahren“ Tod des Königs war auch sein langjähriger Leibarzt Cothenius nicht in der Lage, sich einer kritischen Stellungnahme zu enthalten, die das Körperliche und Politische mischte: „Vom Jahre 1748 an [...] war [Friedrichs] Gesundheitszustand durch viele Beschwerden sehr oft unterbrochen. Im erwähnten Jahre war Se. Majestät von einer Verstopfung der Eingeweide des Unterleibes beschwert, welche, wo ich nicht irre, Ueberbleibsel eines sechs Jahr [!] zuvor ausgestandenen hartnäckigen Quartanfiebers war, wobey anoch ein gichtischer Erbstoff in dem zähen Geblüt entwickelt war.“ Friedrich habe, so heißt es weiter, „bald Anfälle von gichtischen Krämpfen, bald von wirklichen intermittierenden Fiebern“ gehabt, so dass er „dreymal in seinem Leben mit zurückgetretenem Podagra, von einem Entzündungsfieber begleitet, kämpfen mußte“. Dennoch war er immer der „vorzüglich grosse Mann“ geblieben und von „Seinen wohl überdachten Grundsätzen niemals“ abgewichen; und, „wenn etwas verdorben zu seyn schien, alles wieder in das rechte Geleis zu bringen wusste.“ Sollte „unter diesen Umständen nicht alles nach eines Jeden Geschmack eingerichtet“ gewesen sein, „oder einige Menschlichkeiten begangen worden, so war doch seine Grösse so überwiegend, und seine königlichen Tugenden so ausgebreitet, dass es ein Verbrechen seyn muss, alle Kleinigkeiten, die in seinem ruhmvollen Leben vorgefallen, auf eine hämische Art auszuspiiren, auf eine lächerliche Art vorzustellen, und mit viel-farbigen Lügen auszus schmücken.“<sup>7</sup> Auch dieser um eine Ehrenrettung seines Patienten bemühte Leibarzt hat für ein Zustandekommen eines inversen Mythos das Feld bestellt.

**„Die Krankheiten bereiten mich vor, das abgenutzte Futteral meiner Seele zu verlassen.“**

Allein über Friedrichs Krankheiten ließe sich sicherlich eine ganze Abhandlung schreiben, und das ist auch schon versucht worden – bieten doch seine Selbstzeugnisse genügend Stoff dazu. Es sind indes vor allem drei Erkrankungen, die hier erwähnt werden müssen, weil sie ihn eine lange Zeit seines Lebens beschäftigt haben. Er selbst hat sie als seine Lebensgewohnheiten besonders beeinträchtigende Übel empfunden. Neben einer Überempfindlichkeit des Magens und der Verdauungswege, auf die im Zusammenhang mit ungenügenden diätetischen Rücksichten und



einer ungezügelter Ernährungsweise noch eingegangen wird, sind vor allem die Gicht und ein Hämorrhoidalleiden zu nennen. Besonders der Übergang von der Bequemlichkeit Rheinsbergs, dem heiteren sorglosen Leben, den Studien am Büchertisch, zu den Strapazen und Entbehrungen nach dem Regierungsantritt setzte seiner nicht sehr widerstandsfähigen Gesundheit zu. Am 25. Mai 1740, noch vor dem Tod des Vaters, schreibt er aus Rheinsberg an Leibarzt Eller, Jahrgang 1689, den er als Leibarzt übernimmt: „Ma santé est un point auquel je vous avoue que je suis fort sensible.“ Bereits nach dem ersten Schlesischen Krieg musste er zu einer Kur nach Aachen gehen, die ihm Linderung brachte. Aber schon die folgenden Monate verschlimmerten seine Verdauungsstörungen. Ein erneuter Kuraufenthalt in Aachen schien nötig, kam indes nicht zustande. 1744 weilte er vom 22. Mai bis 9. Juni in Pymont. Die Ärzte attestierten ihm ein *temperamentum cholericomelancholicum* und fanden an „Leib und Gemüth allerlei affectus hypochondriaci“. <sup>8</sup> In einem Brief aus etwa derselben Zeit an seinen Geheimen Kämmerer Fredersdorf klagte er, dass er immer „an der Nihre, Miltz und Leber leide“. Aus Görlitz heißt es am 30. November 1745, nachdem Fredersdorf erinnert worden war, noch vor der Rückkehr nach Potsdam einen „Neüen Lüster“ aus Bergkristall, der in Paris erworben worden war, in die „Musique-Camer Hengen“ zu lassen, dass die Strapazen seiner Gesundheit sehr zugesetzt haben und er „Keine nacht vohr Hertz-Klopfen und Krampffichte Coliquen“ mehr schlafe und fast nichts essen könne. Die „Verkältungen, Sorgen und Cumer“, die mit den Kriegshandlungen in Verbindung zu sehen sind, „Ruiniere mihr gänzlich.“ Aus Dresden meldete er zwei Tage vor Weihnachten eine Verstopfung „als ein Türk“, und am ersten Weihnachtstag war „mein leib [...] So Dike als eine Trumel.“ <sup>9</sup> 1746 kurte er in Pymont erneut. Diesmal ohne Erfolg. Seiner Schwester Wilhelmine berichtete er am 5. Mai 1747 über „effets contraires“. Seine Beschwerden bestimmte er Maupertuis gegenüber klarer, dem er am 24. Mai des Vorjahres von einer „obstruction dans le mésentère“, die sich in Gicht verwandelt habe, berichtet hatte. Von diesem ersten Gichtanfall – achtzehn werden es bis 1776 sein – behielt er einen geschwollenen Fuß zurück, an dem sich offenbar ein Abszess gebildet hatte, dessen Behandlung durch eine „bonne incision“ zwar glückte, ihn aber längere Zeit an das Bett gefesselt haben muss. Diese Anfälle sollten ihn später so weit lähmen, dass er nicht nur mit der linken Hand zu schreiben lernen muss: Die Schwäche in seinen Armen nahm Ausmaße an, dass er seine Briefe abschreiben und seine Bücher in einzelne kleine, handliche Bände auseinander binden ließ.

Eine Erfahrung besonderer Art dürfte eine Erkrankung des Winters 1747 gewesen sein, die in ihren Folgen nicht so schlimm war wie die eben geschilderte, ihn aber nachhaltig beschäftigt hat. <sup>10</sup> Am 13. Februar 1747 ereilte ihn eine „espèce von Ohnmacht“ mit einer gleichzeitigen Schwäche des rechten Arms und Fußes. Es soll an dieser Stelle nicht weiter ins Detail gegangen und auch kein Versuch einer retrospektiven Diagnose gemacht werden. Wichtiger ist festzustellen, dass Friedrich später bei verschiedenen Anlässen von seiner „Apoplexie“ sprechen wird, wenn er sich an diese Februartage erinnerte. Der Lieblingsschwester beschrieb er am 24. Februar 1747 seine erschütterte Gesundheit: „mon corps est attaqué par tant d’ennemis“.



Für die Periode bis zum Siebenjährigen Krieg besitzen wir wenige Zeugnisse über seinen Gesundheitszustand. Es war dies die Periode eines ausgedehnten schriftlichen und persönlichen Verkehrs mit den ersten Gelehrten, eine Periode umfangreicher schriftstellerischer Tätigkeit und eines lebhaften Interesses für alle Fragen von Kunst und Wissenschaft. Am 24. Februar 1760 charakterisiert sich Friedrich selbst als „sehr gealtert, gebrochen, grau, runzlig“, er klagt Voltaire den Verlust der Zähne und der Heiterkeit. Das aktive Musizieren auf der Flöte war ihm nicht mehr möglich. Er äußerte im Oktober Marquis d'Argens gegenüber den auf den ersten Blick absurden Gedanken, sich nach dem Krieg einen Platz im Invalidenhaus zu erbitten. Vom späteren Gründer der Berliner Singakademie Carl Friedrich Christian Fasch ist ein ähnlicher Eindruck aus der Außenperspektive überliefert: „gealtert, in sich gekehrt, mit einem Anstrich von Melancholie und trübem Ernst“. In diesen Jahren waren seine Mutter und Fredersdorf sowie Wilhelmine gestorben und die Tafelrunde endgültig auseinander gebrochen. Der französische General und Militärschriftsteller Jacques Antoine Guibert, der ihn 1773 in Potsdam aufgesucht hatte, schildert ihn in einem Zustand äußerer Verwahrlosung und mokiert sich über seinen „Wagen, sein Bett, sein Schlafzimmer“, die „von einer unvergleichlichen Unsauberkeit“ gewesen wären. Zuweilen ginge er „sogar gestieft zu Bett.“ Diese Darstellung wirkt überzeichnet, wenn man weiter erfährt, dass diese Art äußerer Veränderung auch zu einem Teil seines Wesens geworden wäre.<sup>11</sup> Eher bietet sich eine Deutung an, die besagt, dass Friedrichs Projekt von der Schaffung einer „Familie“ außerhalb der Familie gescheitert war.

Zu Beginn der 1780er Jahre beschrieb er sich seiner Gattin Elisabeth Christine gegenüber als ein „vieux cadavre ambulante“, „un vieillard qui frise le tombeau“.<sup>12</sup>

Gerade diese Briefstelle gibt Anlass, kritisch mit Selbstzeugnissen umzugehen, die Friedrichs Krankheiten betreffen. In diesem Fall ist es wohl sein Bestreben gewesen, bei Elisabeth Christine Mitleid zu erregen. Damit soll nicht behauptet werden, dass er nicht krank gewesen sei und an körperlichen Gebrechen gelitten habe. Aber es handelte sich um eine Ebene, auf der miteinander geredet werden konnte; kümmerte er sich schließlich auch um ihren Gesundheitszustand und schickte Ärzte zu ihr. Vielmehr verstärkt sich bei der Beschäftigung mit dieser Art Dokumenten der Verdacht, er habe seine Krankheits- und Befindlichkeitsbeschreibungen und -geschichten gezielt einzusetzen verstanden und ihnen eine entsprechende Form gegeben; wusste er doch allem, was er las und erzählte, „so den richtigen Ton zu geben.“ So hat es sein Vorleser Henry de Catt für den 6. Oktober 1758 zusammenfassend notiert. Angesichts von verschiedenen Beispielen, bei denen zur Schilderung seines Zustandes die Versform genutzt wurde,<sup>13</sup> wird klar, dass diese Ästhetisierungen Teil eines Programms waren, zu dem die sprachliche Umsetzung körperlicher Empfindungen gehörte, in diesem Fall jener von Krankheit.

## Friedrichs theoretische Ansichten über Medizin

Seinem Kämmerer Fredersdorf gegenüber stellte Friedrich sich als ein mit der Medizin nicht Unbekannter dar. Aber auch bei vielen weiteren Gelegenheiten gab er zu



erkennen, dass er sich für die Heilkunde interessierte. Von Camas erfahren wir, dass Friedrich „seinen Kopf immer mit Ärzten voll“ hatte. Manches Mal hob er seine anatomischen Kenntnisse hervor, hatte er doch einen Berliner Anatomen für private Vorlesungen und Demonstrationen gewinnen können, die er allerdings bald abbrach, nachdem sich zeigte, dass Johann Nathanael Lieberkühn „immer die Taschen voller Magen und Lungen“ hatte, was Friedrich den Verzehr von Fleisch für Tage verleidete.<sup>14</sup> Wenn man zu Friedrichs medizinischen Ambitionen Stellung nimmt, sind grundsätzlich zwei Ebenen zu trennen, die er selbst in einem Brief vom 17. Juli 1751 an den kranken Grafen Rothenburg benannt hat, in dem er schreibt, dass er sich, was die Lebensführung betreffe, den Ratschlägen, die La Mettrie gebe, anschließe, während er bei der Behandlung von Krankheiten auf Cothenius höre. Zudem interessierte ihn die laufende Diskussion über das Verhältnis von Leib und Seele bei der Deutung der Entstehung von Krankheit und Gesundheit und ihrer Wahrnehmung – worin sich eine Übereinstimmung zu den Ansichten La Mettries zeigt, seiner Philosophie der Lust.

Wenn man einer Anregung Ursula Pia Jauchs folgt und die de Catt gegenüber gemachte Feststellung Friedrichs, dass es sich bei dem Posten des Vorlesers – La Mettrie war ebenso wie de Catt Vorleser des Königs – nicht um einen *é-lecteur*, einen Erleser, sondern um „meinen Auserwählten“, einen *élu*, handelte, auch auf La Mettrie bezieht, so ist mit diesem Wortspiel eine besondere Affinität angesprochen, die Friedrich zu seinen Vorlesern empfand.<sup>15</sup> Neben diesem direkten Bezug stößt man in ganz unterschiedlichen Bereichen von Friedrichs Wirken auf einen vermittelnden Einfluss La Mettries. Zunächst einige Beispiele, die auf die Gestalt des Leidener Medizinprofessors Herman Boerhaave verweisen: Dieser stellte für La Mettrie die einzige zeitgenössische Autorität in medizinischen Fragen dar – wenn die Annahme einer solchen Autorität für den Bretonen überhaupt sachgerecht ist –, von dessen Werken er einzelne kommentierte Ausgaben angefertigt hat. Als es um die Vergabe eines Assessorenpostens beim Obercollegium medicum in Berlin ging, notierte Friedrich in einem Brief vom 2. Januar 1785, dass der ins Auge gefasste Dr. Sproegel diese Position nur erhalten solle, wenn „er den Böhrafen fleißig studirt“ habe. Als Kronprinz hatte er Voltaire empfohlen, sich im Krankheitsfalle an Boerhaave zu wenden, und auf dem Bericht des Universitätskurators von Fürst gibt es Friedrichs Randnotiz mit dem Wunsch, die Professoren der Medizin mögen „bey des Boerhaven’s Methode bleiben“. Das direkte Verhältnis La Mettries zu Friedrich lässt sich vielleicht – so eine Anregung Pierre Lemées – aus dem Titel von dessen letzte noch zu Lebzeiten gedruckten Schrift entnehmen: In nur wenigen Exemplaren erschien im September oder Oktober 1751 *Le petit homme à longue queue*. Auch wenn es schwer fällt, in diesem Titel nicht eine gewisse obszöne Anspielung zu sehen, so ist sicherlich etwas anderes gemeint. La Mettrie beschreibt sich als einen kleinen Mann, der vor dem König geht, der ihn schützt und verteidigt. Es ist ein Zufall der Buchgeschichte, dass eines der wenigen erhalten gebliebenen Exemplare dieser höchst geistreichen satirischen Schrift, die zum Besten gehört, was die französische Prosa des 18. Jahrhunderts vorzuweisen hat, aus dem Nachlass von La Mettries Rivalen Cothenius stammt.<sup>16</sup>



La Mettrie hatte unter anderem auch bei Boerhaave studiert. Durch ihn muss er auch auf die besondere Bedeutung von Hippokrates für die eigene Gegenwart hingewiesen worden sein.<sup>17</sup> Was La Mettrie an Hippokrates so schätzte, war eine Eigenschaft, die er für einen Arzt als unerlässlich ansah. Sie sollte aber auch zu dem werden, was Friedrich an seinem ärztlichen Vorleser besonders interessierte: Die unvoreingenommene, scheinbar von keinen theoretischen Vorannahmen beeinträchtigte Wahrnehmung und Erfassung von Naturerscheinungen und pathologischen Befunden. Er hatte nicht nur seinem späteren Leibarzt Johann Carl Wilhelm Moehsen eine Hippokrates-Büste aus der erworbenen Sammlung des gelehrten Kardinals Pasioni überlassen – bereits, wenn er von Ärzten schrieb, als Kronprinz die Formulierung „MM. les Hippocrates“ verwendend (so in einem Brief an Eller vom 25. Mai 1740) – und Voltaire am 28. November 1776 mitgeteilt, dass Hippokrates ihn gelehrt habe, „man müsse sich nicht eher darauf einlassen, eine Krankheit zu heilen, als bis man sie gehörig geprüft und studiert“ habe (diese Beispiele ließen sich beliebig fortsetzen); sondern er forderte in seiner 1780 erschienenen Schrift *De la littérature allemande*: „Ich werde den Ärzten nur zwei Worte sagen. Sie müssen vor allem ihre Zöglinge daran gewöhnen, die Krankheitssymptome gut zu beobachten, um die Art derselben kennen zu lernen.“ Im März 1768 schreibt er d’Argens, dass er die Ehre habe, große „Bewunderung für alle Ihre Krankheiten auszudrücken“, „so wie den Eifer, womit ich gegen Jeden behaupten will, das Hippokrates, Galenus und selbst Aeskulap nie so langwierige Krankheiten zu kurieren gehabt, als die Ihrigen sind.“ Und auch in seinen *Totengesprächen* fehlt Hippokrates nicht.<sup>18</sup>

Neben diesen mehr theoretischen Diskussionen war er andererseits bei der praktischen Behandlung der drei bereits genannten und ihn über einen langen Zeitraum seines Lebens in Anspruch nehmenden Krankheiten (nervöse Verdauungsstörungen, Gicht, Hämorrhoiden) auf die Deutung von zeitgenössischen praktizierenden Ärzte angewiesen, die bei der Erläuterung ihrer Therapie von der Vier-Säfte-Konzeption ausgingen, indes in einer für das 18. Jahrhundert modifizierten Form, die sowohl Einsichten der Iatrophysik als auch Kenntnisse der Anatomie in die Deutung des krankhaften Geschehens mit einbezog. Nach dieser Auffassung war Gesundheit durch ein Gleichgewicht von vier den lebenden Körper konstituierenden und garantierenden Säften (Blut, Schleim, gelbe Galle und schwarze Galle) charakterisiert, das individuell jeweils seine Besonderheiten hatte und Eukrasie, gute Mischung, genannt wurde. Eine Störung dieser guten Mischung führte zu einer Dyskrasie, einer schlechten Mischung, die Kranksein mit sich brachte. Im iatrophysikalischen Referenzmodell des Körpers waren dafür insbesondere die anatomischen Strukturen verantwortlich zu machen, in denen sich die Strömung dieser Säfte vollzog, ähnlich den Vorgängen von strömenden Flüssigkeiten in Röhren, wie sie die Physik untersucht hatte. Das körperliche Korrelat zu diesen Röhren bildeten die Blutgefäße und das in ihnen zirkulierende Blut. Gerade eine Stauung des Blutes in Form einer sogenannten Plethora spielte ebenso eine große Rolle bei der Vorstellung des pathologischen Geschehens wie die Obstruktion der Verdauungswege, das Verstopftsein. Beide Vorstellungen konnten in das Konzept der Verwandlung und Wanderung der Krankheit im Körper im Sinne von Metamorphose und Metastase

übergehen. Was Friedrich daraus ableitete, sich auferlegte und seinen Soldaten und Freunden bei jeder Gelegenheit riet, war eine therapeutische Dreieinheit aus Abfuhrmitteln, Bewegung und Diät.

### **Das Verhältnis zu Ärzten, Leibärzten und nichtakademischen Heilern**

Auch wenn der bis heute kritiklos immer wieder übernommene Bericht Zimmermanns im besten Fall als historische Quelle für ein Psychogramm seines Autors in Anspruch genommen werden kann, so gibt es darin zumindest zwei Hinweise, die Aufschluß über die Haltung des Königs zu seinen Ärzten und den Umgang mit seinen Krankheiten geben können. Denn wir erfahren neben Friedrichs Gesundheitszustand bei Zimmermanns Ankunft auch etwas über die medizinische Betreuung in seinen letzten Lebensmonaten.

Als Zimmermann in Potsdam eintraf, begegnete er als Erstem aus Friedrichs Entourage dem Kammerhusaren Schöning, der Tag und Nacht um ihn war und die unmittelbare Bezugsperson Friedrichs in medizinischen und gesundheitlichen Fragen darstellte. Schöning selbst hinwiederum korrespondierte regelmäßig mit Leibarzt Selle in Berlin, um diesen über den Gesundheitszustand des Königs zu informieren. Jedenfalls muss Zimmermann noch ein diesbezüglicher Briefwechsel zur Verfügung gestanden haben, der heute nicht mehr existiert. Selle hielt seinerseits mit dem ältesten Leibarzt Friedrichs, dem schon erwähnten Cothenius, die Kontakte aufrecht. Auch von diesen Dokumenten, aus deren Kenntnis mit großer Sicherheit weitere Aufschlüsse zur Fragestellung dieses Aufsatzes hätten erwartet werden können, ließen sich bisher keine archivarischen Spuren finden. Was sich aus der Darstellung Zimmermanns entnehmen lässt, ist, dass Friedrich in den letzten Lebensmonaten sehr zurückgezogen lebte; und man erinnert sich einer kleinen Zeichnung von Daniel Chodowiecki, die den von Krankheit gezeichneten und der Ruhe bedürftigen Monarchen auf der Terrasse von Sanssouci darstellt.

Als De Catt am 5. Oktober 1758 die Feststellung traf: „Es ist merkwürdig, dass Eure Majestät keinen Arzt haben“, verwies Friedrich darauf, dass er wisse, „was mir not tut; ich leide an Verstopfungen.“ Dann erläuterte er: „Ich habe so viel Kummer in meinem Leben gehabt, mein Lieber, irgendein Tröpfchen Blut stockt, und die Gefäße verlieren ihre Kraft. Das ist niemals wieder gut zu machen, und das Leben, mein Lieber, das Leben ist Rauch; muß man nicht sterben?“ Worauf de Catts Bemerkung anspielt, war Friedrichs Verhältnis zum medizinischen Personal, das sich bei genauerem Studium als eine für beide Seiten sehr komplizierte Beziehung herausstellt. Man kommt diesem Konfliktfeld weder mit der Annahme einer allgemeinen Skepsis gegenüber Ärzten näher, wie es in der Literatur seit Zimmermann vorkommt, noch mit der auf den ersten Blick bestrickenden Idee, Friedrich habe sich selbst für einen Arzt gehalten, wie sie sich in der älteren französischen Forschung findet.<sup>19</sup> Auffällig ist in jedem Fall, dass er seine Leibärzte häufig wechselte. Das ist insofern ungewöhnlich, als meiner Kenntnis nach im europäischen 18. Jahrhundert nur zwei Gründe vorliegen konnten, um sich von einem Leibarzt zu trennen: der Tod oder eine grobe Verfehlung des Mediziners, die übrigens nicht immer nur in



einer unangenehmen beziehungsweise unverständlichen Behandlung bestanden haben musste.<sup>20</sup> In der Regel war es so, dass Friedrichs Leibärzte bereits Positionen im brandenburgischen Medizinalwesen besaßen, bevor sie diese besondere Stellung einnahmen; sei es, dass sie hohe Posten im Militärsanitätswesen inne hatten wie etwa Johann Georg Lesser, der Feldmedikus und Berliner Stadtphysikus war, und Cothenius, sei es, dass sie in der medizinischen Ausbildung am Collegium medicochirurgicum, in der klinischen Unterweisung an der Charité, führende Positionen bekleideten und Mitglieder der Akademie der Wissenschaften waren, wie etwa Selle oder Eller, für die beide Möglichkeiten zutrafen. Man muss allerdings hinzufügen, dass Cothenius indes eine Ausnahme war, da er ununterbrochen bis zu Friedrichs Tod leibärztliche Aufgaben wahrzunehmen hatte, knapp vierzig Jahre lang. Diese in jeder Hinsicht besondere Beziehung, von der noch die Rede sein wird, wurde in diesem Fall durch den Tod des königlichen Patienten beendet. Unter den brandenburg-preußischen Bedingungen war die Entlassung aus einer Leibarztstelle zwar ein Gunstentzug, aber kein Fallenlassen, da die darüber hinausgehenden Posten den Mediziner auffingen. Es gibt Beispiele dafür, dass Friedrich diese Dinge äußerst pragmatisch handhabte, und die Entscheidung selbst kaum einen Einfluss auf seine weitere Wertschätzung für den ehemaligen Leibarzt auszuüben imstande war.

So hatte er nach dem Regierungsantritt den Leibarzt seines Vaters, Johann Theodor Eller, zwar übernommen, wurde aber bald mit ihm unzufrieden. Er machte Eller für den Tod seines Freundes Keyserlingk verantwortlich. Eller habe sich begnügt, „den Wein des Kranken auszutrinken, ohne sich um die Krankheit zu kümmern“, schrieb er an Graf Podewils. Eine eigene fieberhafte Erkrankung des Jahres 1748 glaubte er durch Eller verschuldet; diese Erfahrung änderte dennoch nichts an Friedrichs Wertschätzung für Ellers wissenschaftliche Arbeit. Die Existenz von Leibärzten hinderte ihn indes nicht, sich auch von anderen Mediziner Rat zu holen und sich von ihnen gegebenenfalls auch behandeln zu lassen, wie von Dr. Superville aus Stettin, der später Leibarzt der Schwester Wilhelmine wurde, Dr. Jagwitz aus Breslau und Kreisphysikus Dr. Goltz aus Glatz. Hinzu trat Friedrichs schon erwähntes wissenschaftliches Interesse an der Medizin, besonders auf anatomischem Gebiet. Eine durch die Vorträge ausgelöste Begeisterung für den „très fameux anatomiste“ führte dazu, dass er und seine Freunde sich Lieberkühns Behandlung anvertrauten.

Eine Sektion lehnte er für den Prinzen von Preußen ab aus Furcht, man würde mit Milz, Leber und Lunge „Komödie spielen lassen“. Auch für ihn selbst kam sie nicht in Frage wegen der „Albernheiten, die die Fakultät bei solchen Gelegenheiten“ zu äußern pflege.<sup>21</sup>

Er hegte Wertschätzung für die Berliner Brüder Friedrich Hermann Ludwig und Friedrich W. D. Muzell, beide Charité-Ärzte. Den aus Genf stammenden Leibarzt Ludwigs XV., Théodore Tronchin, aus Paris zu holen, vermochte indes auch die Vermittlung Voltaires nicht.

Vielleicht bekam Cothenius bei seinem Dienstantritt in Berlin, bei dem er mehrere Wochen warten musste, bis er zum König vorgelassen wurde, schon einen Vorgeschmack auf die erwähnten und ihn erwartenden, allerdings nur kurz dauernden Rivalitäten mit La Mettrie. Friedrich muss Kenntnis von diesem zwischen Leibärz-



ten nicht untypischen Verhältnis gehabt haben, denn als er sich in dem oben erwähnten Brief vom Juli 1751 dem kranken Grafen Rothenburg dazu mitteilte, durfte er sicher sein, dass beide beteiligten Parteien von diesem Urteil erfahren würden. So äußerte er sich diplomatisch.

Friedrich forderte bei solchen Konsultationen nicht selten die hinzugezogenen Ärzte auf, ihre Therapien zu begründen. Er hatte von La Mettrie gelernt, darauf zu achten, dass die Ärzte ihre Zugehörigkeit zu einer Fakultät nicht über ihre Verbindlichkeit und Zuverlässigkeit gegenüber dem Patienten stellten. Auf diese Weise akkumulierte er medizinisches Wissen. Dazu gehörte auch, dass er sich für die Krankheiten von Mitgliedern des Hofes und seiner Umgebung interessierte und gegebenenfalls auch in die Behandlung einmischte. Das galt in besonderem Maße für die Mitglieder der Tafelrunde.

Als Belege mögen zwei Beispiele genügen. Für Francesco Algarotti schrieb Friedrich Anfang September 1749 einen arzneilichen und diätetischen Aufsatz, nachdem dieser in Briefen immer häufiger offen über seine Erkrankungen geklagt hatte. Als dieser andeutete, dass nur eine Reise nach Italien diese Probleme lösen würde, ließ ihm Friedrich Arzneimittel zukommen, empfahl bewährte Rezepte und schickte seine besten Ärzte. So verordnete La Mettrie „Schlangen-Bouillon“ und Selters und Lieberkühn eine Kur in Bad Eger. Schließlich stellte Friedrich selbst eine Diagnose und verordnete eine Diät. Als letztes Mittel diente ihm eine Vespistel, in der er sich über die Hypochondrie des Freundes wunderte und eine „Liebeskrankheit“ vermutete. Zur gleichen Zeit korrespondierte Algarotti mit seinem Bruder in Italien, um für den König durch Padre Felice Carestella ein Pulver besorgen zu lassen, das besonders gegen Schlaganfälle wirksam sein sollte und mit dem Friedrich therapeutische Versuche an Kranken durchführen zu lassen die Absicht hatte.<sup>22</sup> Zu Friedrichs Sorge um „seine Patienten“ gehören aber auch die medizinische Zuwendung zu seinem Kämmerer Fredersdorf und vor allem die Sorge um den Gesundheitszustand seiner Liebblingsschwester Wilhelmine. Es gibt kaum einen Brief, der zwischen Potsdam und Bayreuth befördert wurde und der ohne eine Erinnerung und Ermahnung, gesund zu sein und zu bleiben, auskäme und keine Ratschläge und Hinweise, sie zu erhalten, mitteilte.

Besonders konfliktvoll für das Verhältnis Friedrichs zu den Leibärzten waren seine Esslust und die Vorliebe für stark gewürzte Speisen, die im Gegensatz zu den diätetischen Ratschlägen und seiner Veranlagung zu Magen- und Darmempfindlichkeiten stand. Noch wenige Tage vor seinem Tod nahm er an einem Essen mit elf Gängen teil, von denen er keinen ausließ. Im Ergebnis stellten sich – noch an der Tafel – Erbrechen, später Durchfälle und Koliken ein, die er offenbar in Kauf nahm. Die von ihm dabei geschätzten Medikamente waren Salmiak und ein Digestivpulver aus Cremor Tartari, Salpeter und Krebsaugen. Der französische Botschafter Marquis Valori berichtet in seinen Memoiren von sieben bis acht Tassen Kaffee, zuweilen mit Senf und Pfeffer verstärkt, die Friedrich morgens trank. Scharf gewürzte französische oder italienische Speisen waren seine Lieblingsgerichte.<sup>23</sup> Damit an der Tafel nicht zu viel gegessen wurde, musste Friedrich – das war an den Höfen allgemein üblich – durch die eigene, geschwinde Essweise dafür Sorge tragen, dass die entsprechen-



den Gänge schnell wieder abgeräumt werden konnten.<sup>24</sup> Seinen Koch Noël, den Widersacher der Ärzte, zeichnete er durch eine Ode über dessen Kochkünste aus, nachdem dieser ein neues Gericht „Bombe à la Sardanapale“ hergestellt hatte, einen gefüllten Kohlkopf, von dem Casanova das listige Gerücht in die Welt setzte, dieses Leibgericht Friedrichs sei Ursache für den plötzlichen Tod La Mettries gewesen.

Friedrichs Leibarzt im Bayerischen Erbfolgekrieg, Johann Carl Wilhelm Moehsen, wurde entlassen, weil er dem König, der in Breslau an Magenkrämpfen und Koliken litt, für eine gewisse Zeit vom Genuss von Parmesankäse abriet. Seine Vorliebe für gutes Essen verhinderte aber nicht, wie die Oberhofmeisterin Gräfin Camas aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges berichtet, dass sein Mittagessen ebenfalls aus nur einer Tasse Schokolade bestehen konnte.

### **Fredersdorf – der königliche Patient**

In besonderer Weise kann Friedrichs Verhältnis zu Ärzten und Medizin, zu Krankheit und Kranken in der Korrespondenz mit Michael Gabriel Fredersdorf (1708–1758) anschaulich gemacht werden, der in der Rheinsberger Zeit des Kronprinzen Kammerdiener war und 1740 zum „Geheimen Kammerier“, das heißt, zum Verwalter der königlichen „Schatulle“, avancierte. Aber dabei blieb es nicht. Was die persönlichen Bedürfnisse des Königs anging, wurde er zum „Mädchen für alles“. Das reichte von der Beschaffung von Tabaksdosen und Flöten und der Versorgung in Feld und Übungslager über die Belange von Keller und Küche, die Ausstattung der Schlösser und Gärten sowie Personalsachen des königlichen Theaters bis hin zum Erwerb von Kunstwerken und Einladungen zu Hoffestlichkeiten und zur Rekrutierung von Agenten an auswärtigen Höfen. Die über 300 erhaltenen Briefe umgreifen nicht nur einen großen Zeitraum von den letzten Monaten des zweiten Schlesischen Krieges bis in den April 1756. Sie sind ein Zeugnis, in dem Friedrich sich in sehr intensiver Weise und in deutscher Sprache mit den Krankheiten und körperlichen Gebrechen eines Unterstellten beschäftigt und dabei nicht nur väterlich vorsorglich agiert, berät und tadelt, sondern auch in einer Ausführlichkeit und Offenheit über eigene Krankheiten und Leiden berichtet, wie es kaum in anderen Zeugnissen überliefert ist, ausgenommen die Briefe an Wilhelmine. Indes blieben ihm die Krankheiten Fredersdorfs stets wichtiger als die eigenen. Anfänglich ist Fredersdorf auch der Begleiter auf Reisen. Später muss der Kämmerer zu Hause bleiben, wenn man von seinem Aufenthalt in politischer und gesundheitlicher Mission im Sommer 1751 in Paris und den Badereisen nach Aachen und Spa in den folgenden Jahren absieht. Dazu zwingt ihn ein ständig labiler, schlechter Gesundheitszustand – wirklich gesund scheint er nie gewesen zu sein, es gibt nur ganz wenige Briefe, die sein Befinden unerwähnt lassen. Mehrfach schwebte er monatelang in Lebensgefahr und musste überaus schwer leiden. Aber nicht nur das. Der Briefwechsel zeigt auch die besondere Stellung, die beide im Leben des anderen einnahmen. Dass Fredersdorf trotz der beträchtlichen körperlichen Schmerzzustände mit Gewissenhaftigkeit und Geschick unermüdlich bestrebt war, die Aufgaben seines Herrn zu erfüllen, hat Friedrichs felsenfesten Glauben an die Treue dieses Mannes noch mehr befestigt, so



dass die Besonderheit dieser Beziehung darin bestand, Vertrautheit und Vertrauen in dienstlichen und privaten Belangen nicht zu trennen, sondern sie unmerklich ineinander übergehen und sich miteinander verbinden zu lassen. Friedrich sah sich einem Manne gegenüber, auf dessen Diskretion er unbedingt rechnen durfte und dessen Leiden er zum Anlass nahm, um sich wie ein Vater um sein krankes Kind – dieses Bild wird von Friedrich mehrfach gebraucht – zu kümmern. Oft genug kehrte er aber auch die Rolle des gestrengen Arztes hervor. Gleichzeitig fühlte sich Friedrich aber auch ermutigt, keinen Hehl von den eigenen Beschwerden zu machen. Dabei war er von der aus der Tafelrunde übernommenen Überzeugung getragen, dass jemand, der krank war, nicht vernünftig sein könne, was ein gutes Argument darstellte, um ständig zu intervenieren und Fredersdorf dazu zu bringen, die königlichen Ratschläge zu befolgen, konnte er doch sonst nicht die von ihm erwartete Arbeit leisten. Dabei waren diese Ratschläge oft genug das Ergebnis einer Rücksprache mit seinen Leibärzten Eller und Lesser.

Mit dem Dienstantritt von Christian Andreas Cothenius als königlicher Leibarzt im Dezember 1747 änderte sich die Situation. Die Ratschläge waren nunmehr in vielen Fällen das Ergebnis einer Art ärztlichen Konsils, eines „großen Discours“, zwischen Friedrich und Leibarzt Cothenius, und wurden meist durch den König selbst Fredersdorf übermittelt. Dieser hinwiederum hatte offenbar eine für Friedrich ganz unbegreifliche Vorliebe für Pfuscher, Quacksalber, „Idioten-Docters und alte Weiber“ sowie andere Personen mit heilkundlichem Wissen, was der König in keiner Weise zu dulden bereit war. Alle möglichen Schäden, die eine Hinzuziehung dieses Personenkreises im Zustand der Krankheit mit sich bringen konnte, wurden Fredersdorf in unermüdlicher Weise immer wieder vor Augen geführt. Oft sind diese Briefe von harten, manchmal auch liebevollen und humorvollen Zurechtweisungen geprägt, die alle das eine Ziel verfolgten, den Kämmerer auf die verordnete Therapie festzulegen und den Einfluss aller anderen Arten medizinischen Wissens auszuschalten. Dass hier ein latentes Missverständnis anzunehmen ist, soll kurz erläutert werden. Die von Friedrich und Cothenius veranlasste Therapie ging fast immer von längeren Behandlungszeiträumen von sechs und mehr Wochen aus. Fredersdorf hingegen war offenbar von einem Leiden geplagt, das sich in akuten Schüben vollzog und gleichsam über Nacht heftigste schmerzhafteste Krämpfe hervorrief. Was blieb da anderes übrig, als in diesen nicht seltenen Fällen unmittelbare Hilfe zu holen, um die aktuellen Beschwerden eindämmen zu lassen. Dass er sich dabei an Personen wandte, die sofort erreichbar waren, lag für ihn auf der Hand. Friedrich deutete diese „Närsche quacksalberei“, deren Hintergründe ihm klar gewesen sein müssen, indes als widersinnig und machte seinem Kämmerer bei jeder sich bietenden Gelegenheit den Vorwurf, nicht bei der vereinbarten Therapie geblieben zu sein und wieder auf seine Pfuscher zurückgegriffen zu haben. Im zehnten Jahr der Krankheit ging er in seinem pädagogischen Furor so weit, einen Entzug des Leibarztes zur Sprache zu bringen und ultimativ zu drohen, dass Fredersdorfs Einbildung, „in 8 Tagen gesund zu werden“, ihn „fast zum Mörder an [s]einem leibe gemacht“ habe. Er drängte auf eine letzte Entscheidung, „Sonsten Krepirstu meiner Sehnen aus purem übermuth!“ Der Stein des Anstoßes waren die „hitzigen“ Medikamente, die oft



von dem von Friedrich attackierten Personenkreis verschrieben wurden, da sie in den meisten Fällen eine schnelle Veränderung in der Wahrnehmung des Krankheitsgeschehens durch den Patienten brachten, was dieser unter Umständen als lindernde Wirkung empfand, allerdings ohne dass man sie im Sinne Friedrichs hätte heilend nennen können. So schrieb Friedrich im September 1754 von der regelmäßigen Besichtigungsreise in Schlesien:

„glaube doch nicht So leichte, ich bitte Dibr, daß ein oder ander charlatan Dibr helfen würdt. Keiner würde es liber Sehen als ish, allein bis dahto hat die erfahrung gelemet, daß es mit Dergleichen Curen immer Schlecht abgeloffen ist; also bitte ich Dibr, bleibe nuhr bei unserer Doctorei! Du hast nicht vihl gesundtheit übrig, daß was auf den Spihl zu setzen ist; und giebt Dibr so ein Idioter Kerl Hitzige Medecin, so Schmeist er Dibr So übern hauffen, daß weder hülfe noch retung übrig bleibet.“

Neben solchen deutlichen Worten gibt es aber auch andere Passagen, in denen der König einfühlbar und humorvoll, geradezu schalkhaft reagierte, wenn der preußische Patient wieder einmal über die Stränge geschlagen hatte. So heißt es am 30. Oktober 1754: „du bist wie die Mimi! Wann man meinet, man hilt sie feste, so Sprung sie um die architrave von der Camer herum.“ Friedrich konnte sich hierbei auf ein gemeinsames Erlebnis aus der Rheinsberger Zeit berufen, als er sich voll Eifer mit der Wolffschen Philosophie zu beschäftigen begann und sich dabei der französischen Übersetzung von François Isaac Chasôt, eines Rheinsberger Gefährten, bediente. Das Affenweibchen namens Mimi hatte eines Tages insofern das Unternehmen „sachlich“ beendet, als Friedrich nach der Abendmahlzeit seinen Schreibtisch leer, Mimi aber vor dem brennenden Kamin sitzend fand.

Um Fredersdorf von der weiteren Anwendung der in seinem Fall von ihm und Cothenius als ungünstig angesehenen „hitzigen“ Mittel abzubringen, notierte er im Juni 1755: „ich Schicke Dibr ein Rares Eliksihr, das von Teofrastem Paratzelsio Komt, welches mihr und alle, die davon genomen haben, wunder gethan hat. Nim nuhr von dießer Medecin. Es leidet aber Keine quacksalberein darnehen!! Sonsten benimt es einem vohr Sein lebe Tage die Mänliche Krefte der liebe!“

Friedrich durfte davon ausgehen, dass Fredersdorf der Name von Paracelsus bekannt war, indes wohl weniger als Arzt denn als Alchemist und „Goldmacher“, was ihn in weit höherem Maße interessierte und faszinierte. Aber es gibt auch Beispiele dafür, dass Friedrich auf jegliche Kritik verzichtete. Das war immer dann der Fall, wenn er Fredersdorf gerade eben erst besucht und gesehen und sich von seinem schlechten Zustand überzeugt hatte. Und auf diese persönlichen Begegnungen legte Friedrich großen Wert. In der zweiten Aprilhälfte 1754 teilte er Fredersdorf mit: „wohr heüte gegen Mittag die Sone Scheint, So werde ich ausreiten“, bat ihn: „Kome doch am fenster! Ich wollte Dibr gerne Sehen“, und warnte vor Erkältung: „aber das fenster mus feste zu bleiben und in der Camer mus Stark feüer Seindt!“ Sie gratulierten sich gegenseitig zu einem erfolgreichen Aderlass und stießen auf die gesundheitliche Besserung des anderen an.<sup>25</sup>

Diese besonders gut dokumentierte Beziehung zwischen Fredersdorf und dem König führt vor Augen, dass in dem von Norbert Elias untersuchten höfischen Ge-



füge von Gunsterweisung und Gunstentzug Krankheit und Gesundheit im 18. Jahrhundert in einer Weise eine Rolle spielten, wie es bisher nicht wahrgenommen wurde. Über Krankheit und Strategien zur Wiederherstellung und Erhaltung von Gesundheit zu reden, hatte eine doppelte Funktion. Zum einen konnte der Gunsterweisende selbst über eigene Malaisen reden und schreiben und dabei eigene Beobachtungen und Ratschläge einbringen, auf der anderen Seite hatte dieser Diskurs von der Tendenz her – vor allem in den Augen der Untergebenen – ein scheinbar egalisiertes Moment, auch wenn diese Tendenz in Wirklichkeit niemals zum Tragen kam. Damit stellte dieses Reden über Krankheit und Gesundheit scheinbar eine große Nähe zu demjenigen her, der die Gunst der medizinischen Aufmerksamkeit erwies. Akzentuiert wurde dieses Verhältnis, wenn es sich um ein Abhängigkeitsverhältnis handelte oder Prestigegegewinne im Spiel waren. Es liegt auf der Hand, dass dadurch das soziale Gefälle nur noch einmal unterstrichen wurde. In einer solchen Gemengelage hatten es Leibärzte nicht einfacher, denn sie spielten dieses Spiel mit. Inwieweit dies ein friderizianisches Phänomen war oder ob es auch für andere europäische Höfe galt, muss erst noch untersucht werden.

- 
- 1 Für eine kritische Lektüre schulde ich besonderen Dank Thomas Biskup, Hull, und Ursula Pia Jauch, Zürich, für Anregungen und Einzelhinweise Brunhilde Wehinger, Potsdam, Rita Unfer Lukoschik und Hans Ottomeyer, beide Berlin, sowie Sabine Henze-Döring, Marburg, und Agnieszka Pufelska, Potsdam.  
Kugler, Geschichte 1856, 506 und 507. Siehe dazu Biskup/Kilchmann, Geisterfabrik, 201–219.
  - 2 Selle, Krankheitsgeschichte 1786, 152–181. Wiederabgedruckt bei Selle, in: Rüster, Krankheit, 95–155. Brief an den Bruder Heinrich vom 16. Jan. 1785, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, PK BPH, Rep. 47, König Friedrich II. Nr. 399, Bl. 1.
  - 3 Friedrich, in: Mamlock, Korrespondenz, 9. Lammell, Cothenius, 47–51.
  - 4 Vgl. die Zitate in: Zimmermann, Unterredungen 1788 in der Reihenfolge: 10, 38, Anm., 28, 54f., 3, 48. Dehrmann, Unterredungen, 221–244.
  - 5 Perez, Journal de santé und Perez, La santé de Louis, Journal 1647. Es ging besonders um die Darstellungen im „Mercure galant“ und im „Journal de Dangeau“.
  - 6 So zeitgenössische Stimmen, zitiert nach Langenbacher, 450f.
  - 7 Köhler, Kriegschirurgen, 265f.
  - 8 Janicke, Pyrmont, 359.
  - 9 Zitate in: Richter, Briefe an Fredersdorf, 97, Brief vom 3. März (1747) und vom 4. (März 1747), 75, 85 und 86.
  - 10 Koser, Friedrich 1903, 310–311, 622 Anm.; Koser, Friedrich 1903, II, 652–656, stellt im übrigen die körperliche Zähigkeit des Königs besonders heraus.
  - 11 Zitiert nach Mittenzwei, Friedrich, 160f.
  - 12 Brief an Elisabeth Christine vom 14. Sept. 1781, in: Friedrich, in: Preuß, Œuvres XXVI, 60. Brief an d’Alembert vom 3. Dez. 1779, ebd., XXV, 149f. Brief an Elisabeth Christine vom Januar 1783, ebd., 64.
  - 13 So der Brief an Voltaire vom 9. Juli 1777, Friedrich, in: Preuß, Œuvres XXIII, 453: „Un vieillard glacé par les ans, / Froid, taciturne et flegmatique, / Dont le propos soporifique / Fait bâiller tous les assistants.“
  - 14 Catt, Tagebücher, 111. Siehe auch Friedrich an Voltaire, Berlin, 4. Dez. 1739, in: Mittenzwei, Schriften, 88.
  - 15 Ebd., S. 112.; Jauch, Maschine, 483f.



- 16 Lemée, Avertissement 1751, 181.
- 17 Boerhaave, Studium Hippocraticum 1701, 61–84.
- 18 Friedrich, in: Rödenbeck, Tagebuch 1841, II, 302. Friedrich, in: Volz, Werke, V (Totengespräch zwischen dem Herzog von Choiseul, Graf Struensee und Sokrates), 238 passim.
- 19 Lavisie, La jeunesse.
- 20 Vgl. Lammel, Mediziner.
- 21 Zitate in: Mamlock, Medizin 1902, 24, 25 (Anm. 6 und 7), 23, 16–18, 39 Anm. 5.
- 22 Wehinger, Algarotti 2009, 88–90. Brief an Algarotti vom 1. Sept. 1749, in: Friedrich, in: Preuß, Œuvres XVIII, 68f. Algarotti/Friedrich, Lettere 2011, Brief vom 9. Nov. 1749 aus Berlin.
- 23 Treue, Augen, 368; Mamlock, Medizin 1902, 53–59.
- 24 Völkel, Tafel, 10–21, und Simmel, Aufsätze, I, 140–147.
- 25 Friedrich, Briefe an Fredersdorf (Brief 235), 348f., (Brief 219), 325f., (Brief 233), 234, 345f., (Brief 236), 349f., (Brief 179), 281, (Briefe 177 und 179), 279f. und 281.  
Friedrichs harsche Kritik an Fredersdorf Vorliebe für Alchimie kontrastiert mit den zahlreichen aus kostbaren Steinen hergestellten Tabaksdosen, von denen Friedrich immer einige bei sich führte in der Annahme ihrer heilenden Wirkung bei Gicht.

